

Literatur des Auslandes.

N^o 31.

Berlin, Montag den 13. März

1837.

Schweden.

Ein Tag in St. Gallen.

Aus dem Tagebuche eines Schwedischen Reisenden.*)

Ich hatte das bunte gemüthliche Schwaben hinter mir, und je weiter ich kam, um so mehr bereitete mich die an Schönheit zunehmende Landschaft auf die Schweizer Natur vor. Bald lag des Bodensees Spiegel vor mir ausgebreitet und, auf seiner Oberfläche schwimmend, ein Venedig im Kleinen, die Stadt mit dem romantischen Namen, das entzückende Lindau. Grüne Thäler, von schneebedeckten Bergen umschattet, begegneten seit einem Jahre zum ersten Male wieder meinem Auge. Im vorigen Jahre war es die merkwürdige Gebirgsgegend des Vaterlandes, die Spitzen des Arestuta, welche zum ersten Male in meinem Leben mir ein ähnliches Schauspiel gewährt hatte. Wie mager ist jedoch die nordische Alpen-Natur gegen des Südens Uppigkeit, Frische und Leben! Ein Dampfschiff führte mich über den schönen See nach Konstanz, welches vielleicht das netteste Städtchen in der Welt wäre, wenn es kein Lindau gäbe. Schöne Villa's, liebliche Landhäuser eilten jede Minute meinen Blicken vorüber. Nur auf den an Naturpracht unerreichten Seen der Lombardei habe ich etwas gesehen, das diesen Anblick übertrifft. Am See liegen Moos, Hiebelbach, paradiesische Gegenden, und Arenenberg, zu jener Zeit noch in der großen Welt unbekannt, innerhalb seiner landlichen Mauern die begaubernde Portensta beherbergend, die damals noch nicht ihres Sohnes letzte Thorheit und Verbannung beweinte — alles dieses und noch viel mehr überfließt man fast mit einem Blicke vom Verdeckte des dahineilenden Fahrzeuges, das in einem halben Tage seine Runde um den herrlichen See vollenden kann.

Bei Korsbach ist man schon auf Schweizerischem, das heißt, auf wirklich freiem Boden, was man schon daraus sieht, daß die Post-Polizei aufhört. Durch ein Land, das man ohne Uebertreibung einen einzigen romantischen Garten nennen kann, geht oder fährt man in einigen Stunden nach St. Gallen.

Wohl verdiente es seine eigene Schilderung, dieses liebliche St. Gallen mit seiner vortheilhaften Lage in der schönsten Thales-Ebene, seinen pittoresken Hügeln und Bergen, überfüllt mit amphitheatralisch gelegenen Landhäusern und fetten glänzenden Heerden, seinen lebendigen, wiewohl engen Gassen, seinem Wohlstande, seinem Reichtum, seiner bezüglichen, gastfreundlichen Bevölkerung mit einfachen, aber gebildeten Sitten, seinem Freudenberg, von wo man, während man sich am vorzüglichsten Landwein erquicht, vom Balkon des Wirthshauses eine der schönsten Aussichten in der Schweiz hat, auf der einen Seite über den weiten und sonnenbeglänzten Spiegel des Bodensees, auf der anderen nach den fernher schimmernden Spitzen des Eiger, Tassis und der ganzen Berner Oberlands-Kette blickend — alles dieses verdiente wohl eine Schilderung, aber sie mag für ein anderes Mal ausgespart werden. Anstatt dessen will ich jetzt etwas von einem merkwürdigen Zusammentreffen erzählen, das ich in St. Gallen erlebte, nicht weil es gerade mir begegnete, sondern weil es auch für Andere nicht ohne Interesse ist.

Ich wohnte im „weißen Hof“, einem der vielen Wirthshäuser, die in St. Gallen, wie in den übrigen Schweizer Städten, in Ueberflus vorhanden sind. Eben von einer Exkursion vom Freudenberg zurückgekommen, hatte ich mich einige Minuten auf meiner Stube ausgeruht und ging hinunter, um einen Spaziergang um die Stadt zu machen. Ich mußte hier bei der Thür des Speisesaals vorbeikommen, wo ich eine Kleinigkeit hatte liegen lassen. Schon auf der Treppe trafen mein Ohr die Töne eines alten, etwas heiseren Klaviers; in langsamen Akkorden schienen die Hände darüber hin und herzugehen. Es lag gewiß nichts Geniales oder Virtuosenmäßiges in diesen Phantasien, aber die tiefe Melancholie, welche sie ausdrückten, weckte meine Aufmerksamkeit. Ich öffnete die Thür, und das Spiel hörte sogleich auf. Das Zimmer war leer, und nur am Klavier saß ein Mann, der bei meinem Eintritt sich sogleich mit einem gedrückten und menschenscheuen Aussehen erhob. Es war eine lange schlanke Gestalt von ungefähr 60 Jahren; der ganze vordere Theil des Gesichtes war markirt, und die Seitenbeile bedeckte kastanienbraunes mit Grau vermishtes Haar; er hatte eine etwas große, übrigens wohlgebildete Nase und dicke, aufgeworfene Lippen, von denen die obere von einem kurzen dünnen Schnurrbart bedeckt ward. Sein Blick hatte etwas Starrs, seine Bewegungen waren steif und odgemessen. Sein helles Gesicht, die Formen desselben kamen mir bekannt vor; da es mir aber in Deutschland so oft widerfahren war, auf Gesichter zu

treffen, die mir wahrhaft Schwedisch und wohlbekannt erschienen, so achtete ich nicht weiter darauf. Ich entschuldigte mich bei dem Fremden wegen der Störung, die ich ihm verursachte, und erklärte, daß, sobald ich nur das Vermisste gefunden hätte, — es waren meine Handschuhe, die auf dem Tische lagen — ich mich sogleich wieder entfernen wollte. Er beantwortete meine Entschuldigungen kalt, aber höflich, und an seiner Aussprache merkte ich, daß er wenigstens kein geborener Schweizer seyn könne, denn diese radebrechen das Deutsche in einer Weise, daß man es kaum noch für Deutsch halten kann, und der Mann, den ich vor mir hatte, obgleich in groben grauen Kleidern und deshalb, so vermutete ich, nicht den höheren Klassen der Gesellschaft angehörend, bediente sich doch einer reinen und gebildeten Sprache. Ich verbeugte mich rasch und ging hinaus, ohne mich weiter um meinen Klavierspieler besonders zu bekümmern, der, sobald ich nur die Thür hinter mir geschlossen hatte, sich wieder hinsetzte und mit seinen traurigen Akkorden fortfuhr, die mir bis auf die Straße nachklangen. Nach ein Paar Stunden kam ich zurück; auf dem Wege nach meinem Zimmer tönten mir wieder Klänge von demselben Klaviere entgegen, aber jetzt waren sie in einen munteren Walzer übergegangen, und die Schwingungen eines tanzenden Paares ließen sich deutlich vom Speisesaal her vernehmen. Was, dachte ich, etwa ein improvisirter Ball? Neugierig ging ich hinein und sah jetzt die Eine von den Töchtern des Wirthes am Klaviere sitzend, während die Andere recht tapfer im Zimmer herumwogte — mit demselben Manne, der vorhin so melancholisch phantasiert hatte und jetzt in einer herrlichen Laune zu seyn schien. Der Tanz ward wohl durch mein Eintreten unterbrochen, aber als ich mich zum Weggehen anschickte, trat der Alte zu mir heran, bat mich, mich nicht geniren zu lassen, und plauderte auf recht muntere Weise. Ich dankte, ging aber doch meinen Weg. Auf dem Flur begegnete ich einem Kellner, und da der spielende und tanzende Fremde durch die schnelle Veränderung seiner Manieren meine Aufmerksamkeit im hohen Grade erweckt hatte, so redete ich den Kellner an: „Das ist ein wunderlicher Mann, dieser alte Herr da, wer ist er?“ — „Ob“, antwortete er mit einer schlaun und wichtigen Miene, aber ohne den außerordentlichen Eindruck, den seine Worte auf mich hervorbringen sollten, zu ahnen, „dieser Mann ist ein merkwürdiger Mann — es ist Oberst Gustafson, der ehemalige König von Schweden.“

Ich sah den Oberst nicht mehr wieder, da ich den folgenden Tag schon abreiste, aber zufällig hatte ich noch am selben Abend Gelegenheit, von glaubwürdigen Personen etwas über seine Stellung und Lebensart zu erfahren, wovon Folgendes das Wesentliche ist.

Gustaf Adolf bewohnte in St. Gallen ein kleines, höchst einfaches Zimmer im dritten Stockwerke zum „weißen Hof“, ward von einem Kellner im Wirthshause bedient, ging selten aus, ward selbst in St. Gallen wenig gesehen und haßte jede Aufmerksamkeit, die auf seine Person gerichtet wurde. Hatte er einen Fremden in Verdacht, daß er aus Neugierde Zutritt zu ihm suchte, so schloß er sich sogleich ein. Seine eigentliche Beschäftigung war das Lesen alter Zeitungen, so wie der Romane und anderer Bücher, die er, als Mitglied der Lesegesellschaft in St. Gallen, zugesandt bekam. Sein starres trockenes Wesen wechselte oft ab mit Neugierde, seltener Traurigkeit, seltener Laune und kindlich lärmender Freude. Mit der ihm eigenen Beharrlichkeit wollte er nichts von seinen Kindern hören und weigerte er sich, jede Unterstützung, oder Etwas, das nur im Entferntesten als eine solche erscheinen konnte, von ihnen anzunehmen. Die kärglichen Mittel, die er sich selbst erspart hat, würden trotz seiner einfachen Kleidung und seiner mäßigen Lebensweise doch schon längst erschöpft gewesen seyn, wenn nicht seine erlauchte Tochter, die Großherzogin von Baden, auf eine List gekommen wäre, wodurch Gustaf Adolf während seines Aufenthalts in St. Gallen stets von der rechten Spur abgeleitet worden ist. Sie hielt nämlich in St. Gallen einen Commissionair, der im Einverständnisse mit dem Wirth zum weißen Hof dafür sorgte, daß ihres Vaters Lebensunterhalt und das Wenige, was er für sich aufkaufen ließ, ihm stets zum Drittel oder Viertel des wirklichen Werthes angerechnet wurde, während das Uebrige von der Tochter bezahlt ward. Er fand daher bloß, daß St. Gallen der Ort sey, wo man Alles unendlich billig haben könne, und zog den Aufenthalt dort jedem anderen vor.

Bibliographie.

Dramatiska Studier. (Dramatische Studien.) Von Bernh. v. Beskow. [Enthaltend: Hildgard, Trauerspiel, und Torkel Knutson, Trauerspiel.]

Tirfing eller dödsfärdet. (Tirfing oder das Todesschwert.) Romantisches Gedicht in 10 Gesängen, von Ling.

*) Nach dem Stockholmer Journal Dagligt Allehanda.